

Aus einem praktischen Interesse an Gesellschaftsveränderung heraus ist es daher notwendig, Gegenmachtbildung anders zu konzeptualisieren als dies im Rahmen dieser Machtmechanik geschieht. Dieser Aufgabe widme ich mich im ersten Artikel, in dem ich versuche, einen strategischen Machtbegriff herauszuarbeiten, der als Grundvoraussetzung die kontextuelle Analyse konkreter organisatorischer und diskursiver Felder hat. Die darin erarbeiteten theoretischen Überlegungen sind sowohl Ergebnis der Reflexion über die später folgenden Fallbeispiele als auch ihrerseits eine konzeptuelle Orientierungshilfe für die Interpretation von Machtprozessen in diesen konkreten Fällen.

Mit der Gestaltung dieses Heftes verbindet sich das anspruchsvolle didaktische Ziel, Forschung und Lehre zusammenzuführen. Die konkreten Fallstudien wurden nämlich von Studierenden des Instituts für Raumplanung und Regionalentwicklung an der Wirtschaftsuniversität Wien verfaßt. Im Rahmen ihrer Diplomarbeiten untersuchten die Studierenden verschiedene Arten von Gegenmachtstrategien in Bolivien, Brasilien, El Salvador und Tansania. Die Analyse der lokalen Entwicklungsprozesse konzentrierte sich dabei auf Basisorganisationen von Frauen, Bauern und Bäuerinnen, von StadtrandbewohnerInnen, auf das Handeln von NGOs und des lokalen Staates. Es ist somit ein Blick „von unten“, aus der Sicht derjenigen, die keine Macht haben. Sich mit Gegenmachtstrategien zu beschäftigen, gehört zu den schwierigsten, aber auch faszinierendsten Themenbereichen der Entwicklungspolitik. Die konkreten Themen der hier präsentierten Arbeiten standen lange vor dem Projekt dieses Heftes fest. Die konkrete Ausrichtung auf Gegenmachtstrategien erfolgte aber erst im Laufe eines gemeinsamen Diskussionsprozesses im Frühjahr 1996. Dies führte zu einer größeren Einheitlichkeit der Beiträge. Es zeigte sich, daß sich das Problem von Gegenmachtstrategien als roter Faden aller Beiträge entpuppte.

Ich selber war fasziniert von der Vielfalt der in diesem Heft zusammenkommenden Erfahrungen. Ich hoffe, daß es mit diesen Darstellungen gelingt, den Blick „von unten“ zu schärfen und das Interesse für Forschungen aus der Sicht der Unterdrückten zu wecken.

Andreas Novy

Journal für Entwicklungspolitik XII/3, 1996, S. 263 – 276

Andreas Novy **Gegenmachtstrategien**

In diesem Artikel möchte ich einen kurzen Überblick über Machttheorien geben, wobei es um die Aufarbeitung von soziologischen und politologischen Konzepten geht, die für die Entwicklungstheorie von Relevanz sind. Darauf aufbauend soll ein Rahmen für die Analyse von Gegenmachtstrategien dargestellt werden, bei dem organisatorische und diskursive Felder im Mittelpunkt stehen.

1. Machtmechanik und Machtstrategien

Thomas Hobbes wußte – war er doch Königsberater –, was Macht ist. Allein auf wenig mehr als einer Seite listet er 14 verschiedene Definitionen auf (Hobbes 1990 [1651], S. 41 f). Im Kern ist Macht für ihn die Möglichkeit, zukünftig ein Gut zu erlangen: eine Definition, die uns noch 300 Jahre später vertraut ist. Macht wohnt bei Hobbes dem Individuum inne. Je mehr Fähigkeiten und Mittel jemand hat, desto mächtiger ist diese Person, desto eher kann sie erreichen, was sie will. Aus diesem Grund spricht MacPherson von Hobbes' Menschenbild als Besitzindividualismus (MacPherson 1990, S. 30). Die Individuen eint nichts, sie würden im ständigen Krieg gegeneinander stehen, doch das wohlverstandene eigene Interesse führt die Menschen vom Kampf aller gegen alle zur friedlichen Koexistenz. Die Rolle, für Recht und Ordnung zu sorgen, obliegt dem souveränen Herrscher. Diese Machtkonzentration ist notwendig, um das Land von weiteren Bürgerkriegen zu verschonen. Der Staat als mächtiges „künstliches Tier“ – Leviathan –, das den Egoismus der Einzelmenschen bändigt, ist somit absolutistisch, souverän und gleichzeitig friedensstiftend.

Im Laufe der Jahrhunderte dominierte der an physikalische Metaphern angelehnte Theoriestrang von Hobbes. Auch bei der vom US-Amerikaner Robert Dahl (1967) entwickelten Machttheorie steht das konkrete beobachtbare Verhalten im Vordergrund. Die Methode, wie Macht erforscht wird, besteht im Analysieren von Entscheidungen über Probleme, die für die meisten BewohnerInnen einer Gemeinde von großem Interesse sind. Macht wird hierbei Personen zugeordnet und als die Fähigkeit gesehen, andere zu beeinflussen, in eine bestimmte Richtung zu bewegen: so wie eine Billardkugel andere Kugeln bewegt (Lukes 1977, S. 12). Es gibt, im Bild der

Billardbälle bleibend, Ursache und Wirkung, eine stoßende und angestoßene Kugel. Damit auch in der sozialen Welt von Kausalitäten gesprochen werden kann, müssen die einzelnen Elemente – die Individuen – klar voneinander getrennt sein, dann können Wirkungen von Ursachen verschieden sein. Macht geht in diesem Modell von Handlungen einzelner aus, wobei diese mit der Absicht erfolgen, andere zu einem bestimmten Handeln zu bewegen.

Dahls Zugang kritisierend führt der elitäre Ansatz den Begriff der latenten Machtbeziehungen ein. Konflikte werden demnach oft durch Nicht-Entscheiden „gelöst“. „Politische Systeme und Subsysteme entwickeln aus sich heraus eine ‚Mobilisierung von Vorurteilen‘, d.h. einen Komplex vorherrschender Werte, Glaubenshaltungen, Rituale und institutioneller Verfahren (Spielregeln), die sich systematisch und in sich kohärent zugunsten bestimmter Personen und Gruppen auf Kosten anderer auswirken.“ (Bachrach/Baratz 1977, S. 78) Macht kann zu Situationen führen, in denen im Verhalten der AkteurInnen kaum ein Hinweis auf Machtbeziehungen feststellbar ist. Sie handeln scheinbar nach ihrem freien Willen. Trotzdem ist Macht allgegenwärtig; aber unterdrückte Gruppen bleiben still, weil sie heftigen Widerstand erwarten (Clegg 1989, S. 83). Diese Sichtweise geht über das mechanische, behavioristische Verständnis hinaus. Die Berücksichtigung von Nicht-Entscheidungen erweitert das Feld der politischen Bühne. Wie auf der Bühne gespielt wird, richtet sich aber weiterhin nach dem Hobbesschen Modell der Machtmechanik. Macht bleibt im wesentlichen auf alle Formen erfolgreicher Kontrolle von A über B beschränkt (Lukes 1977, S. 17). Macht wird weiter als Ort konzeptualisiert, von dem aus souverän geherrscht wird. „Im Grunde ist die Repräsentation der Macht über die unterschiedlichen Epochen und Zielsetzungen hinweg doch im Bann der Monarchie verblieben. Im politischen Denken und in der politischen Analyse ist der Kopf des Königs noch immer nicht gerollt“ (Foucault 1983, S. 110). Die zahlreichen Versuche, die Macht – sprich: den Staat – zu erobern, sind hierzu anschauliche, gescheiterte Beispiele für die praktische Umsetzung.

Auch der einflußreichste Versuch der Gegenmachtbildung, der Marxismus, blieb in seiner jahrzehntelang von Moskau kanonisierten Form davon nicht verschont. Die Marxsche Evolutionstheorie basiert auf einem Dualismus von objektiver Entwicklung von ökonomischen Strukturen und der sich asymptotisch annähernden Einsicht der Subjekte in diese Zusammenhänge. Da es im Interesse der kommunistischen Partei war, die Betonung auf die objektiven Strukturen zu legen, tendierte die Analyse zum Determinismus. Dies war historisch immer so, denn „Unterdrücker und Unterdrückte standen in stetem Gegensatz zueinander“ (Marx/Engels 1986 [1848], S. 44). Gegenmacht wird im Kapitalismus von denen ausgeübt, die über keine Produktionsmittel verfügen, also den Proletariern. Das Kräfteverhältnis zwischen

diesen Gruppen – der Klassenkampf – ist ein Nullsummenspiel, je stärker die einen, desto schwächer die anderen. Für Marx und Engels unterliegt die Beziehung zwischen Unterdrückern und Unterdrückten strukturellen und ehernen Bewegungsgesetzen. Da die objektiven Interessen unterschiedlicher Klassen verschieden sind, sind keine dauerhaften gemeinsamen politisch-ökonomischen Strategien möglich (Laclau/Mouffe 1985, S. 55). Deshalb sehen sich MarxistInnen mit dem „Paradox der Emanzipation“ konfrontiert: Wie ist eine Konzeption von sozialistischer Praxis als einer Form der kollektiven Selbst-Emanzipation mit einer Kritik der bestehenden Ordnung vereinbar, in der das Bewußtsein derjenigen, von denen die kollektive Selbstemanzipation zu erwarten ist, systematisch manipuliert wird (Clegg 1989, S. 95)?

Im Unterschied zu Thomas Hobbes findet sich bei Niccolò Machiavelli keine Definition von Macht, denn im Italien des 16. Jahrhunderts war es nicht so klar, wer gerade das Sagen hatte bzw. wo die Macht zu Hause war (Deppe 1987). Diese unklaren Verhältnisse und die Unmöglichkeit einer dauerhaften Verortung von Macht spiegelt sich auch in Machiavellis Theorie wider. Während Hobbes deduktiv vorgeht und allgemeingültige Definitionen entwirft, ist Machiavelli bescheidener und will bloß in konkreten Situationen wissen, was passiert. Bei Machiavelli steht die Beschreibung von Mitteln im Zentrum seiner Überlegungen, wohingegen es im Hobbesschen Denken um Ziele und deren Verwirklichung geht. Machiavellis „Fürst“ (1992) ist eine Beschreibung und Interpretation von Strategien im Machtkampf. Macht ist dabei die Wirksamkeit bestimmter Strategien, um die eigenen Handlungsspielräume zu erweitern. In diesem Sinne handelt es sich um ein Spiel, dessen Austragungsort im konkreten Fall der Palast ist. Das Geschick, in bestimmten Situationen richtig zu handeln, steht im Vordergrund, und Macht ist die Wirksamkeit, mit der mittels Strategien die eigenen Ziele erreicht werden. Ordnung ist nicht wie bei Hobbes etwas, das der gute Souverän gewährt, sondern etwas, das durch einen strategisch denkenden Fürsten gesichert wird. Gegen die Fiktion des Hobbesschen Leviathan konzeptualisiert Machiavelli Macht in Begriffen von Netzwerken, Allianzen, Widerstandspunkten und Instabilität. Er verwendet somit eine militärische Begrifflichkeit, die später Gramsci und auch Foucault anregend fanden.

Foucault schließt an Machiavelli an, insofern auch er sich einer Definition von Macht verweigert und Machtstrategien beschreibt. Foucault will die Fixierung auf ein souveränes Machtzentrum überwinden, weshalb er intensiv die Politik des Alltagslebens und daher auch die Mikropolitik untersucht. Es geht ihm um das Bloßstellen von Macht, um die Beschreibung von Macht, die weit über das „Ausüben“ von Macht in Standardsituationen der Unterdrückung hinausgeht. So gewinnt zum Beispiel mit dem Wandel in der Funktion des Spitals der Arzt an Bedeutung, und das Spital wird zum Ort der

Erkenntnisbildung – bezogen auf die Disziplin der Medizin. Genauso wie die Schule „als pausenlos funktionierender Prüfungsapparat“ (Foucault 1977, S. 240) zum Ort wird, an dem die Pädagogik erarbeitet wird. Wissen ist somit unlösbar mit Macht verbunden. Wissen gibt zum einen „Definitionsmacht“, zum anderen schafft sie eine Legitimationsbasis für die Macht.

Foucault zeigt die konkreten Umstände auf, die die Herausbildung dieses Wissens und dieser Macht ermöglichten. „Wo es Macht gibt, gibt es Widerstand. Und doch oder vielmehr gerade deswegen liegt der Widerstand niemals außerhalb der Macht ... Diese Widerstandspunkte sind überall im Machtnetz präsent. Darum gibt es im Verhältnis zur Macht nicht den einen Ort der Großen Weigerung – die Seele der Revolte, den Brennpunkt aller Rebellionen, das reine Gesetz des Revolutionärs. Sondern es gibt einzelne Widerstände: die Widerstandspunkte, -knoten und -herde sind mit größerer oder geringerer Dichte in Raum und Zeit verteilt, gelegentlich kristallisieren sie sich dauerhaft in Gruppen oder Individuen“ (Foucault 1983, S. 116 f).

Besonders mit diesem Zitat wendet sich Foucault gegen die marxistische Machtmechanik, die einzig in der Arbeiterklasse einen Gegenmachtakteur sieht. Innerhalb des marxistischen Denkens sind die Bemühungen von Antonio Gramsci einem ähnlichen Unterfangen gewidmet. In seiner detaillierten Darstellung der italienischen Politik am Beginn dieses Jahrhunderts verläßt Gramsci den sicheren Boden der Dogmatik. Seine kontextgebundenen Überlegungen zur Macht bilden die Brücke zu den Reflexionen über Macht, in denen die Beschreibung und nicht die Definition von Macht im Vordergrund steht. Gramsci meinte, daß in Italien zwar die objektiven Voraussetzungen für eine Revolution bestanden, daß diese aber aufgrund der Hegemonie der Herrschenden in der Zivilgesellschaft, d.h. den Medien, der Kunst, in Vereinen und Kirchen, und damit in den Köpfen der Menschen nicht wahrgenommen wurden. Die Vormachtstellung einer sozialen Gruppe kann nach Gramsci als „Herrschaft“ und als „geistige und moralische Führung“ erfolgen. Bei ersterer basiert die Vormachtstellung auf Waffengewalt, während bei zweiterer die Vormachtstellung in der Zivilgesellschaft angesprochen ist (Novy 1996). Letztere ist weit schwieriger sicherzustellen, wiewohl mittels Gewalt Schwächen auf dem Gebiet der kulturell-politischen Hegemonie über längere Zeiträume zuge deckt werden können (Gramsci 1986, S. 277).

Gramsci versuchte, das mechanische Gesellschaftsmodell des orthodoxen Marxismus zu retten, indem er es überarbeitete. Er selbst verneinte niemals die Dominanz der kapitalistischen Produktionsweise. Für ihn gibt es mit dem Zwang, Profit zu machen, eine Akkumulationslogik, die dazu tendiert, das individuelle Handeln zu dominieren. Diese im Kommunistischen Manifest beschriebene Macht, ununterbrochen alle gesellschaftlichen Zustände zu erschüttern und alle festen eingerosteten Verhältnisse aufzulösen

(Marx/Engels 1986 [1848], S. 49), wird gegenwärtig unter dem Schlagwort „Globalisierung“ diskutiert. Die von diesem System ausgehende, eindrucksvoll geschilderte Macht wird als „Objektivitätsüberhang“ bezeichnet, d.h. Strukturen treten den Menschen als verdinglicht, unabänderlich gegenüber (Görg 1995, S. 628). Wird Macht von diesem „Objektivitätsüberhang“ aus konzeptualisiert, kann das Hobbessche Erbe des Marxismus überwunden werden. Das Machtzentrum ist dann nicht länger an eine Person oder Organisation gebunden. Es muß nicht darauf gewartet werden, bis diese oder jene Gruppe und Klasse ihre wahren Interessen entdeckt. Macht ist im Akkumulationsimperativ verdinglicht. Dieser ist aber ein Prozeß, ein Zwang zum ständig neuen Streben nach Profit und keine „mächtige“ Person oder Organisation. Von diesem Profitstreben geht keine eindeutige, generalisierbare Kausalität aus, sondern die konkreten Machtstrategien verschiedener Gruppen werden in bestimmte Richtungen massiv beeinflusst.

Gramsci öffnet den Marxismus in strategischer und thematischer Hinsicht radikal. Andere AkteureInnen als die Arbeiterklasse müssen seiner Meinung nach mit ihren Interessen ernst genommen werden, und es bedarf großer intellektueller Anstrengungen, um aus diesen unterschiedlichen Strategien eine dauerhafte Allianz, die kulturelle und politische Hegemonie dieser Gruppen zu formen. Die traditionelle Unterordnung soziokultureller unter ökonomische Auseinandersetzungen wird von Gramsci radikal verworfen (Hall 1989, S. 79). Aber auch wenn nichtökonomische Auseinandersetzungen wichtig und Bündnisse aus verschiedenen Gruppen anzustreben sind, beruht der „Stellungskrieg“, die Auseinandersetzung um die politische und kulturelle Vorherrschaft, immer auf der Einteilung in zwei einander gegenüberstehende Lager. Hier ist der Einfluß des mechanisch-vereinfachenden Machtmodells stark zu spüren: „Unsere Epoche, die Epoche der Bourgeoisie, zeichnet sich jedoch dadurch aus, daß sie die Klassengegensätze vereinfacht hat. Die ganze Gesellschaft spaltet sich mehr und mehr in zwei große feindliche Lager, in zwei große, einander direkt gegenüberstehende Klassen: Bourgeoisie und Proletariat“ (Marx/Engels 1986 [1848], S. 45). Auch Gramsci verabschiedet sich nicht endgültig von der Vorstellung, daß Ermächtigungsstrategien in der Stärkung des einen und der Schwächung des anderen Lagers bestehen.

2. Gegenmachtstrategien und Entwicklungstheorie

Nachdem im ersten Teil einige wichtige Ansätze zur Konzeptualisierung von Macht vorgestellt wurden, sollen diese Überlegungen nun für die Entwicklungstheorie und hier im speziellen für die Untersuchung von Gegenmachtstrategien angewandt werden. Das Modell der Machtmechanik wurde mit

dem Bild von den Billardkugeln verdeutlicht. Damit Billardkugeln miteinander in Beziehung treten können, bedarf es eines Billardtisches als Spielfeld. Damit Machtbeziehungen wirksam werden, bedarf es ebenfalls eines Feldes, in dem die Macht der einen über die anderen wirksam wird. Dies haben die machstrategischen Ansätze deutlich gezeigt. Ich werde mich daher im folgenden zuerst mit den diskursiven und organisatorischen Feldern beschäftigen, die die „Ausübung“ von Macht erst möglich machen. Ich möchte zeigen, daß es dabei um zentrale machstrategische Fragen geht, die bei der Untersuchung von Gegenmacht oftmals vernachlässigt werden. Das so beschriebene organisatorische und diskursive Feld bildet dann gleichsam die Bühne, auf der Machtlose und Mächtige im Spiel um die Macht aufeinandertreffen.

a) Diskursives Feld

Der Begriff des Diskurses ist für Foucault zentral. Darunter fällt aber für ihn nicht jede sprachliche Äußerung, sondern nur solche, „die über ihr Ausgesprochenwerden hinaus gesagt sind, gesagt bleiben und noch zu sagen sind“ (Foucault 1974, S. 16). Aus der Sicht der einzelnen können solche institutionalisierten Diskurse als ein Set von Instrumenten gesehen werden, dessen man sich im Handeln bedient. Wörter stehen somit nicht für Fakten, sondern sie sind Instrumente mit Nutzungsmöglichkeiten und einer spezifischen Reichweite, innerhalb derer sie angewandt werden können. Was gesprochen werden darf und wie es verstanden wird, ist das Ergebnis einer gesellschaftlichen Auseinandersetzung über Sprache. Dabei geht es um die Artikulation von immer nur teilweise fixierten Bedeutungen. Für Laclau und Mouffe (1985, S. 113) ergibt sich dies aus der grundsätzlichen Offenheit des Sozialen und dem Fehlen eines Machtzentrums. Es sind die sozialen und politischen Auseinandersetzungen, die eine diskursive Formation oder ein diskursives Feld schaffen.

Diskurse sind über die Bedeutungsgebung hinaus auch deshalb so wichtig, weil sie Mitgliedschaften regeln. Es gibt eine Vielzahl an „wir“ und „sie“ innerhalb einer Gesellschaft. Jedes Gruppenmitglied variiert mit anderen bezüglich der Wichtigkeit dieser verschiedenen Trennlinien, weshalb sich nicht zwingend eine einheitliche Strategie gesellschaftlichen Handelns ergibt. Die Bildung kollektiver Identitäten erfolgt vielfach über den Diskurs. Was die Interessen einer Gruppe sind, hängt vom diskursiven Feld ab, in dem diese thematisiert werden. So kann sowohl die Trennung in Gläubige und Ungläubige wie auch die in Weiße und Indianer oder in Bäuerinnen und Arbeiterinnen identitätsbestimmend sein. Wenn der Prozeß, unter welchen Umständen und auf welche Art und Weise Menschen ihre Interessen erken-

nen, an sich erklärt werden soll, muß dem Begriff von Interesse daher ein diskursives und organisatorisches Element gegeben werden. Es gibt keine wesensmäßig vorgegebenen Interessen, die nur aktiviert werden müssen. Bedeutungsgebung ist immer ein gesellschaftlicher Prozeß, wobei die Fähigkeit zur Bedeutungsgebung gekoppelt ist mit der materiellen Machtbasis der an der Kommunikation Teilnehmenden.

Die Bedeutung des diskursiven Feldes besteht nun darin, den Raum abzustecken, in dem die Diskussionen stattfinden, und die Begriffe festzulegen, die in der Diskussion verwendet werden können. Es stellt eine bestimmte Beziehung zwischen diesen Begriffen her. Was als Problem gesehen und akzeptiert wird, bildet einen, niemals dauerhaft fixierten, Knotenpunkt (nodal point), durch den jede Argumentation hindurch muß. Die Fähigkeit zur Problematisierung ist deshalb so wichtig, weil sie Knotenpunkte festlegt, die die Diskussion strukturieren. Hierbei besteht zwischen Intellektuellen und den Unterschichten ein grundlegender Unterschied, welche diskursiven Strategien verfolgt werden. Intellektuelle tendieren dazu, neue Begriffe und diskursive Felder zu schaffen, um ihre Ziele zu erreichen. Die Unterschichten hingegen nützen vorwiegend Widersprüche im herrschenden Diskurs aus. Beide Strategien eröffnen Chancen, beiden sind aber aufgrund der Machtverhältnisse auch enge Grenzen gesetzt.

Ein typisches Beispiel für die Erfindung eines neuen Diskurses durch Intellektuelle ist der Begriff der „nachhaltigen Entwicklung“. Der Begriff Entwicklung, verstanden als die Ausbreitung westlicher Werte, Wirtschaftsformen und Lebensstile wurde spätestens seit den 70er Jahren zunehmend kritisiert. Das diskursive Feld der Entwicklungstheorie wurde als beengend empfunden. In dieser Situation gelang es der Ökologiebewegung, Umweltprobleme zu problematisieren und den Begriff der Nachhaltigkeit in die Diskussion zu bringen. Er wurde zu einem Schlüsselbegriff, um dessen Berücksichtigung die politischen AkteureInnen nicht umhinkamen. Einen alternativen Diskurs zu etablieren stößt aber auf starken institutionellen Widerstand. So verhindert die Praxis wissenschaftlicher Publikation die Verschiebung des diskursiven Feldes, auf dem die einzelnen Disziplinen argumentieren, weitgehend. Die Praxis der Mediengesellschaft wiederum verhindert die Formulierung von dem Hausverstand und der Werbewirtschaft widersprechenden Diskursen. So finden Vorschläge, die ökologischen Probleme mit technologischen Innovationen zu lösen, breite Medienresonanz. Dazu zählen Forderungen nach 3-Liter-Autos, sauberen Technologien und besseren Recyclingverfahren. Die anfangs verbreitete Konsumkritik und die Forderung nach einer Änderung der Lebensstile hingegen findet sich in auflagestarken Publikationen kaum mehr (Raza 1996). Das dominante diskursive Feld ist weit entfernt von idealen Sprechsituationen, wie sie z.B. Habermas (1984) anstrebt. Stattdessen ist es durch Medienkonzentration, Zugangsbeschrän-

kungen, Manipulation und andere Kommunikationsverzerrungen gekennzeichnet. „Nachhaltigkeit“ in einem diskursiven Feld von Solidarität und Umverteilung zu verorten, ist daher äußerst schwierig. So ist Nachhaltigkeit heute zwar ein modischer neuer diskursiver Knotenpunkt, was alternativen Argumenten einen gewissen Platz läßt. Das diskursive Feld an sich, das schon jahrzehntelang durch die Begriffe Wachstum und Effizienz bestimmt ist, änderte sich jedoch kaum.

Ebensowenig gelang eine organische Verbindung zwischen dem ökologischen Diskurs und der Ökologiebewegung und damit einhergehend die Schaffung alternativer organisatorischer Knotenpunkte. Vielmehr benützte der ökologische Diskurs immer häufiger die traditionellen organisatorischen Kanäle und Wege der Macht. Immer mehr Geberorganisationen bis hin zur Weltbank definierten den ökologischen Aspekt in der Entwicklungszusammenarbeit als Knotenpunkt. So ist „nachhaltige Entwicklung“ heute in ein diskursives Feld eingebettet, das eine ganz bestimmte Verbindung von Ökologie und Entwicklung vornimmt, indem die Begrifflichkeit mit dem kapitalistischen Diskurs vereinbar gemacht und bestimmte Dimensionen des Problems ausgeblendet wurden. Ersteres wird durch die Begrifflichkeit der Wohlfahrtsökonomie und der Theorie der Internalisierung externer Effekte erreicht. Letzteres besteht im wesentlichen in der Tabuisierung des Wohlstands und des Überflusses in den Industriestaaten und der Abwesenheit des Begriffs Umverteilung in diesem diskursiven Feld. Damit verliert der Begriff der Nachhaltigkeit weitgehend seine ursprüngliche gesellschaftsverändernde Bedeutung.

Die Unterschichten wiederum verwenden bei ihrem gesellschaftlichen Handeln zumeist die von den Herrschenden vorgegebenen Regeln und Möglichkeiten. Sie brechen auch bei heftigem Konflikt den Dialog erst im allerletzten Moment ab. Diese scheinbare ideologische Unterwerfung ist eine wertvolle politische Ressource im Falle von Konflikten. Sich des diskursiven Felds der Herrschenden zu bedienen hängt auch mit der Schwierigkeit zusammen, ein alternatives diskursives Feld zu konstituieren. Dies bedeutet nämlich nicht nur eine logisch konsistente Definition von Begriffen und der darauffolgenden Ordnung dieser Begriffe in einem Theoriegebäude. Es beinhaltet auch die Fähigkeit, Medien – Zeitschriften, Fernsehen, Veranstaltungen – zu haben, die sich dieses diskursiven Feldes bedienen. Scott (1990) nennt das Ausnützen von Widersprüchen im dominanten Diskurs die „Waffe der Armen“. Dies beruht auf der Erkenntnis, daß die kulturelle Vorherrschaft nicht von einem einheitlichen Block der Herrschenden, die mit einem einheitlichen Diskurs ausgestattet sind, gesehen werden darf. Jede öffentlich gegebene Rechtfertigung für Ungleichheiten stellt nämlich deshalb eine symbolische Achillesferse dar, an der die Mächtigen besonders verletzlich sind. Einkommensunterschiede mit dem Leistungsargument zu begrün-

den und gleichzeitig Prinzipien der Chancengleichheit und der Gleichbehandlung offensichtlich zu verletzen, sind oftmals Anlaß zu Widerstand, der deshalb besonders wirksam ist, weil er die Schlüsselbegriffe des dominanten Diskurses verwendet.

b) Organisatorisches Feld

Warum bestimmte Situationen zur Bühne werden, auf der Mächtige ihre Macht durchsetzen können, wird im mechanischen Machtmodell nicht untersucht. Der Souverän benötigt aber ein Königreich, in dem er herrschen kann. Dieses Feld an Situationen, in denen Mächtige ihre Ressourcen einsetzen können, wird organisatorisches Feld genannt. Es bezeichnet somit anerkannte Gebiete institutionellen Lebens (Clegg 1989, S. 225). Das Kernproblem des kausalen Machtmodells ist, daß es die Situationsbedingtheit von Machtausübung nicht berücksichtigt. Ressourcen haben in unterschiedlichen organisatorischen Feldern unterschiedliche Bedeutung, unterschiedliches Gewicht. Bei der Analyse von Machtsituationen muß von einem universalistischen Konzept von Macht Abschied genommen werden. Stattdessen steht die Analyse konkreter Situationen und die kontextuelle Aktivierung von Machtmitteln im Mittelpunkt. Menschen müssen in soziale Beziehungen eintreten, diese beschränken sich aber nicht auf ein geschlossenes System. Vielmehr ist die Reichweite ihrer oder seiner politischen, wirtschaftlichen und soziokulturellen Beziehungen durchaus unterschiedlich. Macht ist demnach das mehr oder weniger stabile Netzwerk von Allianzen. Wie diese konkret aussehen, kann nur eine empirische Untersuchung zeigen.

Organisatorische Felder, die in Machtsituationen beschränkt werden müssen, und Schlüsselinstitutionen, um die kein Weg vorbeiführt, sind kontextuell unterschiedlich. Der Rechtsstaat und die Militärdiktatur enden an den Landesgrenzen; außerhalb des Landes strukturiert sich das Feld anders. Macht ist jedoch dann besonders bedeutsam, wenn die Reichweite des organisatorischen Feldes groß ist. In solchen stabilen Situationen haben bestimmte Ressourcen auch eine sich über große Räume erstreckende, scheinbar universelle Bedeutung. Das beste Beispiel dafür ist Geld, das immer mehr zu einer Schlüsselressource wird, die in immer mehr Bereichen Bedeutung hat. Die goldene Regel, daß der, der das Geld hat, die Regel macht (Clegg 1989, S. 210), wird zur globalen Regel. In den Industriestaaten ist der Markt („Ist es finanzierbar?“) immer mehr der zentrale Knotenpunkt. In diesem Sinne fallen diskursives und organisatorisches Feld zusammen, denn der Zugang zu Geld ist die Schlüsselressource im organisatorischen Feld, und nichtökonomische Zielsetzungen müssen verstärkt über einen marktorientierten Diskurs gerechtfertigt werden.

Die Macht von Militärs und von paramilitärischen Verbänden ist nur in Situationen eines schwach ausgebildeten Rechtsstaats möglich. Da dies in den meisten Entwicklungsländern und dort in fast allen ländlichen Regionen der Fall ist, ist die Ausübung von offener Gewalt eine Standardsituation in Entwicklungsländern. Diese wird als Knotenpunkt im organisatorischen Feld gesehen. In einem Rechtsstaat ist dies keine Standardsituation, hier bildet das Gericht den Knotenpunkt, durch den die Interessendurchsetzung erfolgt. Vor Gericht sind, anders als im abgelegenen Dorf, Waffen kein Argument; die Protektion durch den Ortsvorsteher ist in beiden Fällen aber eine wichtige Ressource.

Bestimmte organisatorische Felder werden im Laufe der Zeit ermächtigt oder entmachtet, was Clegg als ermöglichende Art von Macht bezeichnet. Dabei kann es sich um technische oder soziale Innovationen handeln, wie z.B. im Transport- und Kommunikationswesen, oder um „Zufälligkeiten“, wie z.B. die Entwicklung des Rauschgifts Kokain, die das organisatorische Feld verschieben. Erstere ermöglichen die weltweite Integration von Produktionsprozessen, zweiteres die Kontrolle der andinen Staaten durch die Kopplung von Wirtschaftshilfe und Drogenbekämpfung. Auch der Übergang von Diktaturen zu Demokratien verschiebt das organisatorische Feld. In den letzten zehn Jahren kam es zu einem Bedeutungswandel, indem in vielen Staaten die direkte Macht- bzw. Gewaltanwendung zurückgegangen ist. Bestimmte AkteurlInnen, wie z.B. das Militär, werden geschwächt, und andere, wie z.B. die Unternehmensverbände, gestärkt. Bestimmte Praktiken, wie z.B. die technokratisch-zentralistische Planung, verlieren an Bedeutung und andere, wie die Praxis des Stimmenkaufs und der Manipulation durch die Massenmedien, werden äußerst wichtig.

Bevor ich zum Schluß meiner Überlegungen komme, möchte ich noch einmal die Relevanz des Krieges als Metapher für den politischen Prozeß in Frage stellen. Schon bei Machiavelli war die häufige Verwendung kriegerischen Vokabulars Anlaß zu massiver Kritik. Doch dürfen wir nicht übersehen, daß die Schwachen zumeist auch die Gejagten sind, daß die Beziehung zwischen Mächtigen und Unterdrückten derjenigen zwischen Jagdhund und Fuchs gleicht (Bernstein 1983, S. 228). Ständig bedroht muß der Fuchs die Strategien kennen, die die Jagdhunde einsetzen und Wege finden, sich bestmöglich zu verteidigen. Die Jagd, genauso wie der Krieg, sind beliebte Leitbilder für Macht- bzw. politische Prozesse. Sie interpretieren die Auseinandersetzung als eine zwischen zwei konkurrierenden Lagern (Fiori 1995, S. 19 ff). Aber ist dies ein zutreffendes Leitbild für die Analyse von Macht im Entwicklungsprozeß?

„Große radikale Brüche, massive Zweiteilungen? Sowas kommt vor. Aber weit häufiger hat man es mit mobilen und transitorischen Widerstandspunkten zu tun, die sich verschiebende Spaltungen in eine Gesellschaft

introduzieren, Einheiten zerbrechen und Umgruppierungen hervorrufen.“ (Foucault 1983, S. 117 f) Und wie Laclau/Mouffe (1985, S. 84) betonen verfügen soziale AkteurlInnen nicht über eine fixe rationale Identität, sondern Spaltungen und Brüche existieren *innerhalb* ihrer eigenen Person. Die Macht ist nicht „da oben“ verortet und muß nur – in Anlehnung an Foucault – „geköpft“ werden, um die Befreiung zu ermöglichen. Vielmehr durchzieht die Mikrophysik der Macht die Gesellschaft, ihre Organisationen und Diskurse, bis in ihre feinsten Winkel. Es gibt keinen „guten“, „emanzipatorischen“ Diskurs, der Gegenmacht thematisiert, genausowenig wie es „die“ Organisationen der Unterdrückten gibt, deren Stärkung automatisch zur Stärkung der Unterdrückten führt. Je mehr Menschen einen Diskurs verwenden, desto weniger Macht haben die „ErfinderInnen“ über seine Bedeutungsgebung. Je mächtiger eine Organisation der Unterdrückten wird, desto gefährdeter sind die „organischen Intellektuellen“ und die LeiterInnen dieser Organisationen, sich organisatorisch von ihrer Basis abzukoppeln (Castela/Novy 1996). Eine Gesellschaftsanalyse mit Hilfe der Feldtheorie hilft somit zu verstehen, warum die Unterdrückten in ihrem Bemühen so selten erfolgreich sind.

c) Ausübung von Macht

Was bleibt dann aber noch übrig vom konventionellen Machtmodell? Welche Macht wird auf der durch das diskursive und organisatorische Feld festgelegten Bühne noch „ausgeübt“? Wer ist mächtig und wer ist machtlos? Gibt es überhaupt noch mächtige einzelne oder Gruppen oder monopolisiert „das System“ die Macht? Es wäre naiv, Macht als kausale Beziehung im Sinne der Hobbesschen Tradition einfach zu verwerfen, nur weil die Ausübung von Macht banal scheint. Denn auf der diskursiv-organisatorisch festgelegten Bühne steht viel auf dem Spiel: Es geht um systematische Menschenrechtsverletzungen, um die von Militärs und von paramilitärischen Gruppen in verschiedenen Teilen Afrikas, Asiens und Lateinamerikas täglich ausgeübte Kontrolle über ihre Bevölkerung. Es geht um die Unterdrückung von Demonstrationen, Streiks und Landbesetzungen. Dies sind idealtypische Machtsituationen. Aber es gibt noch andere Situationen, in denen von kausalen Machtbeziehungen gesprochen werden kann: Die internationalen Finanzinstitutionen können den nationalen Regierungen ihre wirtschaftspolitischen Vorstellungen aufoktroyieren; der Zwischenhändler kann den Kleinbauern aufgrund seiner Monopolstellung niedrige Ankaufspreise zahlen; der Großgrundbesitzer kann sich mittels Stimmenkauf zum Abgeordneten wählen lassen.

Aber es können sich auch Frauen in Selbsthilfegruppen zusammenschließen und die Stadtverwaltung zwingen, einen Kindergarten zu errichten; KautschukzapferInnen können durch Besetzungen die Rodung des Regen-

waldes verhindern und die Metallarbeitergewerkschaft kann eine Arbeitszeitverkürzung durchsetzen. Sich mit diesen Auseinandersetzungen zu beschäftigen hat gegenüber herkömmlichen und feldtheoretischen Zugängen einen Vorteil: es stehen AkteurInnen im Mittelpunkt des entwicklungstheoretischen Interesses. Der Umstand, daß Menschen auf der Bühne agieren, wird bei systemtheoretischen Modellen, Globalisierungsdiskussionen, aber auch bei machstrategischen Überlegungen oftmals aus den Augen verloren.

Die wenigen Beispiele zeigen schon, daß Macht in Entwicklungsländern massiv „ausgeübt“ wird und gleichzeitig immer wieder Anlaß zu Widerstand gibt. Aufgrund der Nähe zur Mechanik ist ihre Operationalisierung auch einfach. Indem Ressourcen wie Geld, Vermögen und Wissen quantifiziert werden, sind Machtmodelle erstellbar. Das Problem des über Ressourcen definierten Machtbegriffs ist aber zum einen, daß sich der Wert von Ressourcen in verschiedenen Situationen verändert. Sind heute Kontakte zur Staatsbürokratie wichtig, so kann diese Ressource morgen schon unwichtig sein im Vergleich zu guten Kontakten zu NGOs. Zum anderen kommen mit dem Ressourcenansatz viele Situationen von Beherrschung gar nicht ins Blickfeld. Kommt es in Regionen mit Großgrundbesitz nur dann zur Ausübung von Macht, wenn ein Streik niedergeschlagen wird? Wie kann die „Friedhofsruhe“ verstanden werden, die für Militärdiktaturen so typisch ist? Für diese strukturellen Machtbeziehungen benötigen wir auch einen anderen Machtbegriff.

Die Straße, das Parlament, das Betriebsgelände ist die Bühne, auf der Macht und Gegenmacht einander begegnen. Die Mächtigen sind in den konkreten Situationen jeweils souverän, sie beherrschen die Situation. Wenn es aber darum geht zu benennen, was als Erfolg der Unterdrückten zu sehen ist, stößt das mechanische, akteursorientierte Machtmodell an seine Grenzen. Die einfachste Antwort wäre ja, die Machtbeziehung einfach umzudrehen, so daß die „unten“ kurzzeitig Oberwasser haben. Doch wenn die Struktur gleichbleibt, sitzen schon morgen neue Leute „oben“, deren Verhalten nach kurzer Zeit den früheren Oberen ähnelt. Die Gegenmachtbildung muß daher neue Bühnen schaffen, die zugrundeliegenden Felder müssen umgestoßen, verschoben, verändert werden. Nur mit neuen Spielregeln, mit einem Feld, das für die „unten“ bessere Chancen eröffnet, besteht die Chance, daß die entwicklungspolitischen AkteurInnen ihr Verhalten ändern.

Abstracts

Political science and sociology distinguish conceptions of power based on Hobbes, in which the mechanic of power is crucial, from strategic conceptions based on Machiavelli and Foucault. After a short theoretical overview

which includes Marxist traditions and especially that of Gramsci, a framework is presented within which counter-power strategies can be analysed for developing countries. Organizational and discursive fields define what, who and how the game is played and offer the stage on which the actors interact and where power is finally exercised.

In der politologischen und soziologischen Forschung wird zwischen einem auf Hobbes aufbauenden Machtbegriff, bei dem es um die Mechanik der Macht geht, und einem auf Machiavelli und Foucault aufbauenden strategischen Machtbegriff unterschieden. Nach einem kurzen Theorieüberblick, bei dem auch auf die marxistische Tradition, insbesondere Gramsci, eingegangen wird, wird ein Rahmen dargestellt, innerhalb dessen Gegenmachtstrategien in Entwicklungsländern untersucht werden können. Organisatorische und diskursive Felder legen fest, was, wo und wie gespielt wird, und bieten die Bühne, auf der sich AkteurInnen begegnen und wo Macht konkret ausgeübt wird.

Literatur

- Bachrach, Peter und Morton S. Baratz: Macht und Armut. Eine theoretisch-empirische Untersuchung. Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1977.
- Bernstein, Richard: Beyond Objectivism and Relativism. Basil Blackwell, Oxford 1983.
- Castela, Reginaldo und Andreas Novy: Die Wurzeln von Staat und Zivilgesellschaft in Acre/Brasilien. In: Staat und Zivilgesellschaft. Historische Sozialkunde 7. Brandes & Apsel/Südwind, Frankfurt a.M./Wien 1996, S. 73 – 92.
- Clegg, Stewart R.: Frameworks of Power. SAGE, London 1989.
- Dahl, Robert: Pluralist Democracy in the United State: Conflict and Consent. Rand McNally, Chicago 1967.
- Deppe, Frank: Niccolò Machiavelli. Zur Kritik der reinen Politik. Pahl Rugenstein, Köln 1987.
- Fiori, José Luís: O Vão da Coruja. Uma leitura não liberal da crise do estado desenvolvimentista. EdUERJ, Rio de Janeiro 1995.
- Foucault, Michel: Die Ordnung des Diskurses. Inauguralvorlesung am Collège de France – 2. Dezember 1970. Hanser, München 1974.
- Foucault, Michel: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1977.
- Foucault, Michel: Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I. Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1983.
- Görg, Christoph: Plädoyer für Gesellschaftstheorie. Eine Replik auf Christoph Scherrer. In: PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft, Heft 101, Nr. 4 (1995), S. 625 – 643.
- Gramsci, Antonio: Zu Politik, Geschichte und Kultur. Ausgewählte Schriften. Röderberg, Frankfurt a.M. 1986.

- Habermas, Jürgen: Theorie des kommunikativen Handelns. Band 2. Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1984.
- Hall, Stuart: Ausgewählte Schriften. Ideologie, Kultur, Medien, Neue Rechte, Rassismus. Argument, Hamburg 1989.
- Hobbes, Thomas: Leviathan, or the Matter, Forme, & Power of a Common-Wealth ecclesiasticall and civill. Faksimile-Ausgabe „Klassiker der Nationalökonomie. Wirtschaft und Finanzen“, Düsseldorf 1990 [1651].
- Laclau, Ernesto und Chantal Mouffe: Hegemony and Socialist Strategy. Towards a radical democratic politics. Verso, London 1985.
- Lukes, Steven: Power: A Radical View. MacMillan, London/Basingstoke 1977.
- Machiavelli, Niccolò: Der Fürst (Il principe). Pahlon, Kettwig 1992.
- MacPherson, C. B.: Die politische Theorie des Besitzindividualismus. Von Hobbes zu Locke. Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1990.
- Marx, Karl und Friedrich Engels: Das kommunistische Manifest. Dietz, Berlin 1986 [1848].
- Novy, Andreas: Zivilgesellschaft: Hoffnungsträger oder Trojanisches Pferd? In: KURSWECHSEL, Nr. 1 (1996), S. 26 – 38.
- Raza, Werner: Nachhaltige Entwicklung: ein Konzept für die Reichen oder die Armen? Impulsreferat gehalten auf der Grünen Bildungstagung, 28./29. Juni 1996 in Wien.
- Scott, James: Domination and the Arts of Resistance. Hidden Transcripts. Yale University Press, New Haven/London 1990.

Andreas Novy, IIR – WU-Wien, Augasse 2 – 6, A-1090 Wien

Journal für Entwicklungspolitik XII/3, 1996, S. 277 – 286

Maria Höggerl

Ermächtigung in der Entwicklungszusammenarbeit – eine Begriffsentwirrung

Zwischen machttheoretischen Überlegungen und konkreten Situationsanalysen, die zum Teil ebenfalls in den Bereich der Entwicklungszusammenarbeit (EZA) fallen, hat dieser Beitrag gewissermaßen eine verbindende und überleitende Funktion. Der Versuch, allgemein zu bleiben, aber doch die entwicklungspolitische Praxis im Auge zu behalten und dabei nur auf einer relativ niedrigen Abstraktionsstufe anzusetzen, erweist sich immer wieder als undankbare Aufgabe. Wenn er aber zu einem besseren Verständnis des überaus komplexen Themas beiträgt, ist er trotz der Ungenauigkeiten wichtig und notwendig. Vor allem soll die folgende Literaturzusammenstellung transparenter machen, was im einzelnen mit Ermächtigung in der EZA gemeint sein kann, dies auch vor dem Hintergrund von weniger gebräuchlichen Aspekten von Macht. Damit soll aufgezeigt werden, inwiefern dieser Begriff von den unterschiedlichen Akteuren berechtigterweise verwendet wird.

Die Erkenntnis, daß die ökonomische Armut vieler Menschen in den Entwicklungsländern nicht losgelöst von ihrer politischen Machtlosigkeit gesehen werden kann, war immer wieder Ausgangspunkt für Strategien, die die Machtstellung der marginalisierten Bevölkerungsgruppen stärken und die herrschenden Strukturen durch „Gegenmacht“ verändern, d.h. implizit zu einer Ermächtigung führen sollten (vgl. z.B. Freire 1972). Explizit findet sich der Begriff Ermächtigung (*empowerment*) etwa seit den 80er Jahren in der Entwicklungsforschungsliteratur. Außerdem kommt er auch in so unterschiedlichen Kontexten wie Psychologie, Managementlehre oder Sozialarbeit vor (vgl. Rowlands 1995), besonders häufig im angelsächsischen Raum. Verstärkt durchgesetzt hat sich dieser Begriff zunächst im Bereich von Frauenrechtsorganisationen und Frauenförderungsprojekten (vgl. Sen/Crown 1987, Moser 1989, Moghadam 1990, Neuhold 1994, Andorfer 1995, Wichterich 1995). Dabei ging es um die Berücksichtigung der Geschlechterverhältnisse, also nicht bloß der Rolle der Frauen, sondern auch deren (Macht-)Stellung zu den Männern, im sogenannten *Gender-Ansatz*. Ausschlaggebend für dieses Konzept war eine Erklärung von Frauen aus den Entwicklungsländern selbst bei der internationalen Frauenkonferenz in Nairobi 1985.

Ursprünglich wurde Ermächtigung mit einem radikaleren politischen Umfeld assoziiert oder zumindest mit Formen von „alternativer“ Entwicklung